



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Briefe des Marschalls St. Arnaud.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

bietet, ist beibehalten worden: die in prachtvollen Farben schimmernden Teppiche, und die sammetreichen und buntgemusterten Matten.

Neulich war das Haus von Kandilli Sammelpunkt einer auserlesenen Clique der Societé von Pera. Wie ich hörte gab Fuad Pascha ein Diner zu Ehren des neuen französischen Gesandten Herrn von Thouvenel. Es wurde von mir bereits früher bemerkt, daß man bei derartigen Gelegenheiten durchaus in europäischer Weise speist. An den Toasten nehmen die osmanischen Minister und Würdenträger mit derselben Ungezwungenheit wie die Europäer Theil. Nur im englischen Palais ist es Sitte, wenn Pfortenminister zur Tafel sind, doppelt, fränkisch und türkisch, serviren zu lassen.

Fuad Effendi ist vielleicht derjenige osmanische Große, welcher über das reichste Silbergeschirr verfügt. Schon dieser Umstand gibt seinen Dinern einen besonderen Glanz. Nach aufgetragenem Desert erscheinen die reich mit Diamanten besetzten Pfeifen. Die Edelsteine befinden sich nur am bernsteinernen Mundstücke. Der Kopf ist unverziert und sowenig Luxus wird mit demselben getrieben, daß der reichste Schibuck einen schlicht thönernen führt, den man für fünf Pera kaufen kann.

Fuad Effendi ist verhältnismäßig noch jung; aber er scheint vor den Jahren gealtert zu haben. Seine augenblickliche Stellung, namentlich in Hinsicht auf Reschid Pascha, ist mir nicht ganz klar. Gern würde er, wie es scheint, zwischen diesem und der sogenannten nationalen Partei vermitteln, weil ihn dies für beide möglich machen würde. Muthmaßlich war auch Dmer Pascha mit unter den an der Ministertafel Versammelten. Er stand vordem Fuad mehr fern; jetzt indes, wo er in einige Beziehungen zu Mehemed Ruschdi getreten, wird auch hier ein Entgegenkommen nicht ausbleiben.

Die Briefe des Marschalls St. Arnaud.

(Lettres du Maréchal de St. Arnaud. Paris, Michel Levy.)

Wer in diesem Briefwechsel Aufschlüsse über die geheime Geschichte des Staatsstreichs vom zweiten December oder der Krimexpedition zu finden erwartet, wird sich bitter getäuscht fühlen. Die Zeit für solche Enthüllungen ist noch lange nicht gekommen, zumal wenn sie in Paris gedruckt werden sollen. Die drei Perioden, in welche das Leben des verstorbenen Marschalls zerfällt, sind von dem Herausgeber sehr ungleich bedacht worden. Le Roi St. Arnaud trat 1827 in die Armee ein, verließ sie aber bald wieder aus unbekanntem Gründen und war in England und in Griechenland. Diese Zeit bildet die erste Periode

seines Lebens. Der zweite Abschnitt beginnt mit seinem Wiedereintritt in die Armee nach der Julirevolution und umfaßt sein militärisches Wirken in Algier, wo er sich als tüchtiger Soldat auszeichnete, die Gunst des Marschalls Bugeaud gewann und rasch bis zum Generalmajor stieg. Die dritte umfaßt seine Wirksamkeit als Kriegsminister der französischen Republik unter Ludwig Napoleons Präsidentschaft, seinen Antheil an dem Staatsstreich vom zweiten December, endlich die Expedition nach der Türkei und nach der Krim und seinen Tod im ersten Rausch des Sieges, wie ihn ein Krieger sich nicht besser wünschen kann. Ausführlich beschäftigt sich der Briefwechsel nur mit der zweiten Periode; aus der dritten sind eine ziemliche Anzahl Briefe mitgetheilt, die interessant sind, weil sie eine originelle Persönlichkeit charakterisiren, was aber der Leser am liebsten aus jener Zeit wissen möchte, erfährt er von dem Marschall nicht.

Ueber die erste Lebensperiode, über welche sich die böse Welt mancherlei Skandal ins Ohr flüstert, schweigt dieser Briefwechsel ganz. Nur einzelne kurze Andeutungen bestätigen, was man von der abenteuerlichen Lebensweise des Verstorbenen in seinen frühern Mannesjahren erzählt. Es ist von seiner stürmischen Jugend und von seinen körperlichen und geistigen Vorzügen die Rede, die ihn zum Helden manches romantischen Abenteurers gemacht haben. Auch ein längerer Aufenthalt in England wird erwähnt, ohne daß man erfährt, wodurch veranlaßt; und nach Griechenland unter die Philhellenen trieb den Erlieutenant jedenfalls nicht Begeisterung für die um ihre Freiheit kämpfenden Nachkommen der Athener und Spartaner. Im Gegentheil würdigt er sie sehr unbefangen und seine Aeußerungen würden die süddeutschen Schwärmer für das neubyzantinische Reich sehr wenig erbauen. „Wenn ein Grieche einen Franzosen im Verdacht hätte, ein paar Sous in der Tasche zu haben, so wird er ihn gewiß meuchelmorden,“ schrieb er einmal. „Einer meiner Landsleute machte neulich seine Flinte rein, nahm sie auseinander und legte die einzelnen Stücke neben sich hin. Ein Grieche stahl ihm das Schloß von demselben Gewehr, mit dem sich der Franzose täglich für die griechische Sache schlug. Die Griechen“ setzt St. Arnaud hinzu, „hätten mich todtgeschlagen, um meinen Capot zu bekommen und damit er kein Koch bekäme, mich durch den Kopf geschossen.“ Einige andre Aeußerungen lassen eher vermuthen, was den Erlieutenant eigentlich ins Ausland trieb. So schreibt er im December 1839 über seine Familie: „Es geht also mit unsern Kindern gut und sie nehmen an Gesundheit und Verständigkeit zu! Gott sei gelobt! Die Verständigkeit wird nicht aller Welt gegeben. Mein armer Freund, ich bin zu spät zum Appell gekommen, als man sie ihr vertheilte. Die Leute mögen sagen, was sie wollen, es kommt dabei viel auf das Temperament an und man wird zum soliden Menschen geboren, wie man zum Maler oder zum Koch geboren wird. Ich

meinstheils bin zum Soldaten geboren, mit einigen der Schwächen und einigen der guten Eigenschaften des Handwerks." Noch unverhüllter zeigt uns der Briefsteller in einem andern Schreiben seine Privatverhältnisse. „Schick mir neulich ein lyoner Schneider,“ schreibt er aus Setif im Juni 1850, „nach Konstantine einen Wechsel von mir von 550 Franken, zahlbar den 15. Juni 1820 in Paris! Ich kann mich weder auf den Wechsel, noch auf den Schneider besinnen! Allerdings war die dreißigjährige Verjährung eingetreten, aber solche Mittel sind nicht für uns. Ich habe Befehl gegeben, ihn zu bezahlen. Dieser Schwanz aus der Jugend ist länger als der des Herrn Considérant*), aber was für ein Auge hat auch er! Ach mein Sohn! was wird er alles von mir lernen!“

Einzelnes mit Einzelnem zusammengestellt, erfahren wir, daß der spätere Marschall sich in seiner Jugend durch Schönheit und Eleganz des Benehmens und durch Lebhaftigkeit des Geistes auszeichnete, daß er aber seinen Leidenschaften oft mehr die Zügel schießen ließ, als weltliche Klugheit gut heißen konnte; daß er sein Regiment verließ, vielleicht von Gläubigern bedrängt, vielleicht auch um in jener thatenlosen Zeit anderswo Befriedigung für seinen Hang zu Abenteuern zu suchen; daß er den Griechen zu Hilfe eilte, ohne von dem Vaterland des Miltiades und Themistokles begeistert zu werden, sondern daß er sehr bald von allen Illusionen zurückkam und sich die Dinge unbesangener ansah, als die meisten andern Philhellenen, daß er endlich beim Ausbruch der Julirevolution sich in England befand. Daß er, so in der Welt herumgeworfen, nicht unterging, ist ein Beweis, daß in seinem Charakter ein tüchtiger Kern war und so rauschend und stürmisch er auch gelebt haben mag, so hat er doch seine Bildung keineswegs vernachlässigt, sondern auf seinen Reisen nachgeholt, was er in frühern Jahren versäumt hat. Er sprach und schrieb correct zwei bis drei fremde Sprachen, das Lateinische ungerechnet, das er mit Geschmack und Belesenheit zu citiren weiß. Er widmete sich mit Neigung der Musik. „Die Herzogin“ schrieb er von Blaye 1833 (wo er Gefangenwärter der Herzogin von Berry war) „hört mich gern singen. Sie hat mir befohlen, heute Abend meine Guitarre mitzubringen.“ Er liebt es auch, schöne Verse vortragen zu hören und spricht mit Begeisterung von der Rachel „Ich war gestern mit Pajol im Polyeucte. Die Rachel übertrifft alles, was Du mir von ihr gesagt hast. Sie sprach das Je crois!.. auf eine Weise, die alle, die es hörten, beim Herausgehen aus der Kirche hätte in die Beichte schicken müssen.“ Er machte sogar selbst Verse, von denen sich im Briefwechsel mehr als ein Beispiel findet, unter andern eins von 18. October 1833, als General

*) Der Socialist Considérant stellte die Meinung auf, daß den Menschen nach Eintritt des socialistischen Milleniums lange Schwänze mit einem Auge auf der Spitze wachsen würden, so daß sie nach allen Seiten hin zugleich sehen könnten. D. Ned.

Meunier dem Lieutenant St. Arnaud an der Spitze einer Compagnie die für sein Regiment bestimmte Fahne übergab.

Die Julirevolution gab ihn der militärischen Laufbahn zurück. Er war 33 Jahr alt, verheirathet und erst Souslieutenant. Kein Wunder, daß die Sehnsucht nach Avancement sich sehr häufig und lebhaft in seinen Briefen äußert, so häufig und lebhaft, daß sie fast verlegt, denn es tritt darin weniger der Ehrgeiz hervor, der nach einem größeren Wirkungskreis trachtet, als der Wunsch, seine materielle Lage zu verbessern. Alle andern Sorgen scheinen vor dieser einen zurückzutreten. So liest man in einem Briefe aus Bordeaux vom 17. April 1834: „Die Lage unsres Landes läßt mich der Zukunft mit Grauen entgegensehen und dennoch verhindert mich ein ohne Zweifel tadelnswerthes selbstfüchtiges Gefühl im Grunde meines Herzens sie zu beklagen; denn man steht auf einem Vulkan und man wird sich schlagen; die Leute von Muth und Charakter werden sich zeigen und dein Bruder wird zu Grunde gehen oder aus der Masse hervortreten.“ Ein ander Mal (1837) schreibt er: „Ich befinde mich wohl und fühle Neigung mich tüchtig zu schlagen, denn Konstantine muß mir etwas einbringen.“ — Dann wieder, als er an der Hand eine leichte Wunde erhalten hatte. „Kannst du dir einen Esel denken, der mich auf vier Schritt fehlte? Hätte er mich in den Arm oder wo anders hin getroffen, so hätte er mich zum Oberstlieutenant gemacht. Zum Teufel mit dem Tölpel! Unterdessen wärme ich mich in seinem Burnuß.“ Das Herbe dieses Egoismus, der in der drohenden politischen Lage seines Vaterlandes, in dem heißen Kampfe der Feldschlacht nur ebensoviel Gelegenheiten zum Avanciren sieht und weiter nichts, wird nur einigermaßen gemildert durch Aeußerungen, welche dieses Trachten nach weltlichen Vortheilen eher als väterliche Fürsorge für das künftige Wohlergehen seiner Familie erscheinen lassen. So schreibt St. Arnaud 1841 aus Metz: „So krank ich bin und so große Sorgen mir für die Zukunft meine Gesundheit macht, so wünsche ich doch nichts sehnlicher, als sobald als möglich nach Afrika zurückkehren zu können. Es ist besser für meine Kinder, wenn sie Waisen eines Obersten, als wenn sie Waisen eines Bataillonschefs sind.“ „Nur um meiner Kinder wegen“ schreibt er an seine Mutter von Ueb Isly im December 1843, „um ihnen einen geehrten Namen zu hinterlassen und ihnen eine Stellung in der Welt zu verschaffen, nutze ich mich an Geist und Körper ab und führe ein Leben, um das mich kein Postpferd beneiden wird.“ Aber dieser Ehrgeiz, diese Sucht emporzusteigen, ist noch nicht der hervorstechendste Zug in dem Charakter St. Arnauds. Er hat ganz recht, wenn er von sich sagt, er sei zum Soldaten geboren und er besitze neben einigen Fehlern auch einige der guten Eigenschaften des Handwerks. Noch mehr, er ist ganz Soldat; er schwelgt in der Wollust, seine ganze Existenz einzusetzen und mit dem Feinde um Ruhm und Leben zu spielen, er liebt den Krieg um seiner selbst willen,

Grenzboten. III. 1855. 48

ohne zu fragen was seine Ursache und was sein Ziel sei. Ihn reizt darin nur die gewaltige Gemüthsbewegung, der Ruhm und die Aussicht auf Avancement; die Gefahr und der Lärm der Schlachten ist für ihn die Mutter der Begeisterung. „Wie hättest du mich am 8. umarmt“ schreibt er seinem Bruder aus Blidah im October 1841, „als ich mein Bataillon mit Blut und mit Beute vom Feinde bedeckt in seine Stellung zurückführte, ich selbst mit blutender Hand, zerbrochenem Pistol und die Klinge meines Säbels bis über die Hälfte von Blut geröthet! Das sind schöne Augenblicke, Bruder; man vergißt sie niemals und sie bringen viele Schmerzen, viele Sorgen in Vergessenheit.“ „In welchen Rausch versetzt der Sieg, Bruder (von Ued Foddah im Februar 1843); die glückliche Liebe tritt vor diesen Empfindungen in den Schatten.“ Dieses Schwelgen in der Aufregung des Krieges, diese Leidenschaft für den Ruhm tritt allermärs an das Tageslicht. „Wenn ich Zeit hätte, Dir zu schreiben (aus Bona im September 1837), so könnte ich Dir schöne Sachen erzählen, denn ich habe ein prächtiges Schauspiel vor Augen: 10,000 Mann im Zeltlager um Bona, ein zahlloser Generalstab, unermessliches Kriegsmaterial. . . Diese ganze Armee setzt sich ungefähr den 25. in Bewegung und marschirt auf Konstantine. . . man wird sich schlagen wie sich gehört. — Ich selbst, ich lebe, ich athme, ich bin in meinem Element. Der Bivouak, der Marsch und das Gefecht sind alle für mich eine Freude. Ich muntre meine Soldaten auf, ich bereite sie vor, ich unterrichte sie und ich glaube, daß ich ihnen etwas in meinem Knopfloch zu danken haben werde.“ Eine ganz ähnliche Aeußerung, nur etwas anders ausgedrückt, findet sich 20 Jahre später, als der Marschall St. Arnaud im Mai 1854 in Gallipoli über die Armee Heerschau hielt, die er zum Siege führen sollte. „Als ich durch die Glieder von 33,000 Franzosen ging, habe ich vor Freude und Stolz geweint.“ Der kriegerische Drang, der heiße Durst nach Thaten spricht sich einige Wochen darnach in Barna noch ungestümer aus. „Was,“ ruft er aus, „wir sollen weiter nichts thun, als die Herrschaft über das schwarze Meer behaupten und unbedeutende Truppenbewegungen unterstützen? Sieht das nicht aus, als ob wir mit übereinandergeschlagenen Armen stehenbleiben wollten und nicht gekommen wären, um den Türken zu helfen? Als ich gestern auf den Höhen von Barna die Division Canrobert die Revue passiren ließ, sprang mir das Herz im Leibe und ich hatte Lust zu rufen: Vorwärts! Wohin könnte man mit solchen Truppen nicht gehen?“ Manchmal ist es, als ob er seiner Bewegung, seiner Kampflust und seines Muthes nicht mehr Herr wäre; die Aussicht auf einen Zusammenstoß mit dem Feinde wirkt auf ihn berauschend wie junger Wein auf den Kopf eines unerfahrenen Trinkers; beim nahenden Kriegsgetöse zittert er vor ungeduldiger Freude wie das Schlachtross beim Schalle der Trompete. Als er in Barna schon halb im Sterben lag, und seinen Körper nur noch die

Aussicht, wenigstens auf dem Schlachtfelde zu sterben, zusammenzuhalten schien, schrieb er an seine Frau: „Ich habe eine traurige Nacht gehabt, trotz der Blutegel, die man mir gestern gesetzt hat. Nach dem Frühstück mußte ich mich wieder ins Bett legen, und um vier Uhr ließ ich mir eine spanische Fliege legen, mein letztes Hilfsmittel um meinen Feind zu bekämpfen. . . Ich bin da, ich kämpfe, ich warte, aber vor allem: ich hoffe. . . Aber die Krisen werden häufiger und heftiger. Ich hoffe, daß der lange andauernde Donner der Kanonen auf meine Nerven und meine Brust wirken wird. Das ist eine Möglichkeit, an die ich mich klammere, wie ein Ertrinkender an einen Weidenzweig. Der Zweig bricht vielleicht. . . Es liegt alles in der Hand Gottes. . .“ Es liegt etwas Rührendes und zugleich Heroisches in dieser Klage des kranken Kriegers, der nach der Schlacht lechzt, wie nach einem letzten Heilmittel. Aber nicht bloß in seinen letzten Krankheitswochen finden wir diese fast fieberhafte Erregtheit. Schon im Juni 1842 schreibt St. Arnaud aus Milianah: „Mein Kopf ist eine Projectenmühle, die beständig arbeitet; und des Nachts stehe ich auf, um die Ideen aufs Papier zu werfen, die ich für gut halte, obgleich sie mich nicht schlafen lassen.“ Dann wieder: „Die Hölle für mich ist die Ruhe, die Unthätigkeit. Ich will es zu gut machen und zu viel Dinge auf einmal und nehme mir alles zu sehr zu Herzen; das ist der Fehler großmüthiger Charaktere; aber diese Art Leute leben nicht lange; sie nutzen sich zu rasch ab, und ich fühle es; aber es ist nicht mehr Zeit anders zu werden.“ In den spätern Briefen aus Konstantinopel und Warna lobert noch dieselbe wilde Flamme, und es gährt noch ebenso im Kopfe und im Herzen. „Lieber Bruder“ schreibt er von Jeni Kene am Bosphorus, „ich habe deine beiden Briefe empfangen. Ich sehe, daß du dich immer noch mit Eifer mit Feldzugsplänen beschäftigt. Ich habe bereits mit angestrengtem Fleiße mehr als 20 angefertigt, und werde wahrscheinlich nicht einen ausführen. Die Leute sagen: Man muß stets über seinen Plan im voraus einig sein; ich sage: man muß auf alles gefaßt sein.“ Und endlich, als es gilt den entscheidenden Entschluß zu fassen, und als viele schwanken (so schreibt der Marschall selbst), vielleicht mit Klugheit, schwankt er nicht; sein Plan ist dies Mal gemacht: „Ich habe meine Freunde, meine Waffenbrüder, meine Soldaten, die meine Kinder sind, wie vom Blitz getroffen scharenweis hinsinken sehen, und ich bin in diesem Weinhaus leben geblieben,“ schreibt er am 18. August 1854 aus Warna. „Es ist, als ob in meinem von Leiden gebrochenen, von der Arbeit und vom Denken abgenutzten Körper die Kräfte in dem Maße sich steigern, wie sie bei meiner ganzen Umgebung abnehmen. Welche Probe am Schlusse meines Lebens! Ich werde unverletzt daraus hervorgehen, weil ich glaube und weil ich ein Herz habe, das vor nichts zagt. Wenn ich unterliege, so bin ich mit Ehren gefallen; das ist das einzige stolze Gefühl, das ich in mir dulde. . . . Welches

Jahrhundert! Welches Jahr! . . . Die Welt ist bewegt wie ein stürmisches Meer unter einem schwarzen Himmel. Bis Ende des Jahres werden wir noch viele Sachen sehen. . . . Ich für meinen Theil wünsche einen großen Schlag, einen schönen Sieg, und dann eine vollständige unbedingte Ruhe. . . . Ach, Montalais! Ach, Malromé! Wann werdet ihr mich ganz in eure so süße Stille einhüllen, fern von Geschäften, von Sorge und von Menschen!"

Vervollständigen wir das Bild, dessen einzelne Züge uns der Marschall in seinen Briefen selbst liefert, noch mit einem Citat aus St. Simon, und wir sind mit St. Arnaud, dem Soldaten und Feldherrn fertig. Der geistreiche und kaustische Herzog sagt von dem Marschall Villars: Neben sovielen und solchen Fehlern wäre es ungerecht, ihm Begabung abzusprechen; er hatte Anlagen eines Feldherrn . . . Sein Blick, obgleich gut, war nicht immer von gleicher Richtigkeit, und im Gefecht war sein Kopf klar, aber zu vielem Feuer ausgesetzt, und dadurch sich verwirrend . . . Seine Pläne waren manchmal mehr für sich als für die Sache," — eine Charakteristik, die man Wort für Wort auf den Sieger an der Alma anwenden kann.

Weit mehr als den Politiker und den Militär lernen wir den Menschen St. Arnaud kennen und man muß gestehen, daß es eine an originellen Zügen reiche Gestalt ist. Wir finden in ihm nicht nur einen Offizier von seltener Energie und einer an Verwegenheit grenzenden Kühnheit, sondern auch einen Geist voll Phantasie und Feuer, eine äußerst bewegliche und vielseitige Natur, begeistert für ihren Beruf und alle andern Verhältnisse bald mit übermüthigem Spott und großer Schärfe kritisirend, bald mit einer frischen Originalität, die das Glück eines Schriftstellers von Profession machen würde, schildernd. Dadurch machen seine vertraulichen Causerien aus Algier einen so angenehmen Eindruck. Mit wie wenigen und kräftigen Zügen weiß er ein malerisches und treffendes Bild von den Kabylern hinzuwerfen, wenn er im Juni 1838 schreibt: „Ich sehe alle Tage die Numidier Zubas und Massinissas. Vor Konstantine habe ich die Horden Jugurthas gesehen. Es sind dieselben Menschen, dieselben Pferde . . . Was hat ihnen die Zeit und die Civilisation gebracht? Schlechte Flinten und große türkische Sättel.“ Alle seine Charakterzüge, seine Freude am Kriegesleben, seine Sorgen als Colonist, seine stolze Eleganz, seine aufopfernde Geselligkeit, seine gute Laune beim Leiden, seine mitleidigen Anwandlungen, seine ungeduldige Energie, treten hier nacheinander an den Tag. Heute zeigt er sich als den menschenfreundlichsten, morgen als den härtesten Menschen: hier läßt er arme Soldaten auf sein Pferd steigen, pflegt sie wie seine Kinder und rettet sie auf einem verhängnißvollen Rückzug vor dem Selbstmord; dort läßt er Höhlen von seinen Colonnen blokiren und 500 Kabylern darin ersticken. „Die Erde wird auf immer die

Leichen dieser Fanatiker begraben“ schreibt er am 15. August 1845 aus dem Bivouak Ain Meran. „Niemand ist in diese Höhlen hinabgestiegen, niemand Wer weiß, daß dort unten 500 Räuber liegen, die keine Franzosen mehr hinschlachten? In einem vertraulichen Bericht habe ich dem Marschall alles erzählt, einfach, ohne schauerliche Poesie oder Bilder . . .“ Und einige Zeilen weiter fährt er fort: „Bruder, ich bin wie wenige Menschen gut aus Neigung und aus Charakter. Vom 8. bis zum 12. war ich krank, aber mein Gewissen macht mir keine Vorwürfe. Ich habe meine Pflicht als Befehlshaber gethan und morgen würde ich von neuem anfangen, aber Afrika fängt mich an anzukeln . . .“ Das war die berühmte Beduinenräucherei, die in ganz Europa soviel Aufsehen machte und so gerechten Abscheu erweckte. St. Arnaud weiß sich jedoch mit der Nothwendigkeit zu trösten und er geht über so entsetzliche Ereignisse mit derselben Leichtigkeit hinweg, wie über die Calamitäten und Beschwerden, die ihn selbst auf seinen Kriegszügen treffen. In den schlimmsten Lagen, mitten in den größten Entbehrungen, findet er noch ein pikantes Wort, einen manchmal frivolen Scherz, der die Stimmung oder Umgebung auf das treffendste zeichnet: „Welches Land, Brüder, so herrlich bis hierher! Gegenwärtig ist alles Greuel und Entbehrung (es war auf dem Marsch nach Konstantine), nächstens werden wir einen ganzen Tag kein Wasser haben. Das ist das Schrecklichste von der Welt. Aber — am Ende — wenn der liebe Gott neutral bleibt sind die Kabylen verloren.“ „Wir wären in Orleansville beinah verbrannt;“ schrieb er im October 1846, „hätte der Wind seine gewöhnliche Richtung gehabt, so wären unsere Proviantvorräthe und vielleicht unsere Häuser drausgegangen, aber Gott blies Nordwind . . . und es ist uns gelungen, alles zu retten, außer ein paar hundert Centner Gerste . . .“ „Wir stecken im Wasser bis über die Ohren,“ schreibt er ein ander Mal am 5. April 1842, aus dem Bivouak. „Kaum hatten wir die Beni-Menab und die Beni-Menaffes erreicht, so kam die Sündflut über uns. Mahomet hat offenbar die Woche . . .“ „Wir haben Wüstentrüffel gegessen (Taguin 15. Mai 1844), die vortrefflich sind. Es ist eine rundliche Knolle von ausgezeichnetem Geschmack. Die Araber besitzen, um sie aufzufinden, einen Schweineinstinct . . .“ „Dein Brief kam grade zur rechten Zeit, um mir einen sehr langen, sehr ermüdenden und stroccoschwülen Tag vergessen zu machen (im Mai 1850), und dazu mußte ich noch einen Schwanz von 10—12,000 Schafen hinter mir herziehen . . . eine Meile Hammelkeulen . . . meine Razzia ist vortrefflich gelungen . . .“ In Fonduck (am 27. August 1838) ladet er den Scheik eines befreundeten Beduinenstammes zum Frühstück. „Ich habe ihm seine Gastfreundschaft reichlich vergolten,“ schreibt der Hauptmann St. Arnaud, „ich habe ihn guttatim benebelt, denn er wollte Wein nur tropfenweise trinken, aber er hat soviel Tropfen getrunken,

daß er so voll war wie ein Schlauch. Eigenthümliches Schauspiel, diesen Menschen zu sehen, wie er ganz neue Empfindungen fühlte, sich darüber wunderte, sie bekämpfte, ihnen wider seinen Willen nachgab, lachte und ganz verduzt, sich lachen zu hören, plötzlich wieder aufhörte, als ob ein andres Wesen in ihm lachte. Ich beobachtete als Philosoph und genoß als Beobachter.“ Aber weinselige Beduinen im Burnus bleiben nicht die einzigen Gäste St. Arnauds. Unter andern sah er im November 1846 in Orleansville den Marschall Bugeaud mit einem Gefolge von Deputirten und Schriftstellern bei sich. „Seit 3 Tagen,“ schreibt er bei dieser Gelegenheit, „kommen mein Geist, meine Beine und meine Pferde nicht aus dem Zeuge. Der Körper ist weniger ermüdet, als der Geist. Aber einem Marschall, der gern redet, vier Deputirten und zwei Journalisten, die ohne Unterlaß nach dem und jenem fragen, die Spitze bieten, ist zuviel. . . . Am 25. holte ich den Marschall mit einer Schwadron in Ued-Fodda ab. . . . Die Deputirten Locoqueville, Lavergne, Béchameil und Plichon, und die Schriftsteller Broët und Bussièrés begleiteten ihn. . . . Wir haben drei homerische Gelage, zu je 18 Couverts gehabt, Empfang und entrée royale in Orleansville, Kanonen, Truppen im Spalier, Illumination, Theater u. s. w. u. s. w. Nur die Akrobaten fehlten. Meine Hyänen haben ihre Stelle ersetzt. Sie haben einen rasenden Erfolg gehabt. Marie und Fanny wird vielleicht ein Artikel in den Debats gewidmet werden. . . . Nach dem Frühstück theilten wir uns in zwei Parteien. . . . dann bin ich nach Orleansville zurückgekehrt und reise nächsten Montag zurück nach Tenez. Der ewige Jude war nur ein Faulenzler.“ Diese so wohl erzogenen Hyänen spielen eine große Rolle im Briefwechsel. Ueberhaupt liebt St. Arnaud die Thiere und wie sich von einem Soldaten von selbst versteht, zuerst sein Leibpferd Ja-Ued, von dem er, als es gefährlich krank war, schreibt: „es macht mir viel Sorge. Seit vier Jahren leben wir zusammen, ich oben drauf, er unter mir. . . . er geht zuerst drauf und ich werde ihn beweinen.“ Dann in einem andern Briefe: „Ich habe Dir schon von meinen Hyänen Marie und Fanny geschrieben. Sie sind prächtig und ganz zahm. Ich erwarte zwei Löwen, rechne dazu noch, um meine ganze Menagerie zu kennen, drei Gazellen, 40 Enten, 29 Gänse, 12 Gangastruthhühner und eine Anzahl Hühner und Tauben. . . . leb wohl, ich muß der Consultativcommission vorsitzen.“ In diesem Catalog hat der Oberst noch einen großen Geier und einen Affen, Namens La France, die er mit einer ganzen Herde Ratten im Hofe seiner Wohnung in Blidah vorgefunden hatte, in jener Stadt, die er in einem andern Briefe in dem poetischen Bilde beschreibt: „diese schöne Kokette mit dem Gürtel von Drangenbäumen, die in meinen Augen nur Werth bekommen würde, wenn ich sie von einer Aureole von Feuer umgeben sände.“ „Ich habe meine Menagerie mit zwei jungen Löwen, Zuba und Cirta vermehrt,“ schreibt er weiter

aus Konstantine im Juli 1830. Man kann nichts Komischeres sehen als ihr Spielen mit den Affen; diese nehmen in ihren Mähnen vertrauliche Besichtigungen vor; wenn aber Juba diese Familiaritäten, die er sich gefallen läßt, zu arg werden und er zu drohen und zu brummen anfängt, sind die Affen mit zwei Sägen auf der Spitze ihrer Säule und verhöhnen von dort den König der Thiere.“ Es läßt sich nicht leugnen, daß St. Arnaud eine glückliche und feine Feder besitzt, die auch allerliebste Genrebilder skizziren kann. Doch wir dürfen über St. Arnaud den eleganten Briefsteller nicht St. Arnaud den politischen Charakter vergessen. Eine Anekdote, die von ihm erzählt wird, zeichnet ihn vortrefflich. Bei einem der früher erwähnten homerischen Gelage, die Marschall Bugeaud und seinem Gefolge von Deputirten und Schriftstellern zu Ehren gegeben wurden, sprach man von den Fortschritten der Colonie. Der Marschall war stolz auf das, was er gethan hatte mit und vollem Rechte. „Erzählen Sie doch diesen Herren, Oberst, was Sie alles hier gethan haben, sagte er zu St. Arnaud. Ist es nicht wahr, daß Sie ihre Colonisten vom Civilstande sehr gut behandeln, und daß sie sehr zufrieden sind?“ „Ganz entzückt,“ entgegnete der Oberst, „sie müssen auch bei Gott zufrieden sein! wenn sie nicht zufrieden wären, würde ich sie kopfüber in ihre Silos werfen lassen!“ Das ganze Regierungssystem des Marschall Saint Arnaud zeigt sich in dieser energischen Aeußerung seines Vertrauens in die Kraft des Säbels als Regierungsmittel für das menschliche Geschlecht. In diesem Sinne hat er mehre Provinzen Algeriens, Milianah, Orleansville, Mostaganem, Konstantine verwaltet, nicht ohne glückliche Erfolge, aber stets mit der kräftigen und harten Hand des Soldaten und mit der gebieterischen Sprache des Herrn. Jede selbstständige Regung war seinen Augen ein Greuel. „Ich regiere,“ schreibt er von Milianah im August 1842, „und ich regiere fast ohne Controle. Ich habe weder Kammern, die mich controliren, noch Minister, die mir rathen und meinen Willen durchkreuzen . . . es ist die schönste Epoche meines Lebens, Bruder . . . dann, ebendaher „ich bin hier eiserner Stab; nichts darf geschehen, was ich nicht weiß, und was ich nicht befehle . . . und meine Municipalcommission, welche ich fast fortgeschickt hätte! . . . Um hier einen Kirchhof aufzufinden, haben sie mir eine Verlegenheit bereitet, die zum Lachen wäre, wenn die Sache weniger wichtig wäre. Ach, die Dummköpfe, die Dummköpfe, immer unverbesserlich und immer in der Majorität!“ In einem andern Briefe aus Orleansville vom April 1847 findet sich ein ganzes Glaubensbekenntniß. „Ich habe einen Brief von unserm Bruder (sein Schwager Hrn. de Forcade) erhalten, der mich einen alten Aristokraten nennt. Ich glaube, er hat recht; was ich von der Freiheit gesehen habe, ist schuld daran. Wer als die Presse, die Kammer, eure unnützen Revolutionen, haben die Menschen todtgeschlagen und die Mißbräuche leben lassen? mit einem Worte, alles was ich alle Tage mit großem Ekel sehe.“ Endlich

aus Konstantine im September 1830: „Man muckst nicht in meinem Gouvernement; ich würde hart zuschlagen.“ Dasselbe Princip beobachtet er gegen seine Offiziere, nur daß er gegen die Kameraden die äußere Form der Höflichkeit beobachtet, die er gegen die verachteten Civilisten, gegen den Bekin, zu oft vergißt. Kein Wunder, daß er sich überall als einen leidenschaftlichen Gegner des constitutionellen Regierungssystems zeigt. Was nicht die Uniform anhat, ist ihm ein Epicier; Schriftsteller und Advocaten sind ihm gleich verhaßt. Man hört nichts als bittere Anklagen gegen die Errungenschaften der Julirevolution. Er liebt die Dynastie; er bewundert den Muth und die Gewandtheit des Königs; er findet einige rührende Worte über die Königin; aber die parlamentarische Regierung ist ihm ein Dorn im Auge, der König ist zu liberal, der Minister Guizot zu friedlich gesinnt, die Kammern schwäzen zu viel und die Zeitungen geniren zu sehr. Beständig klagt er, daß die Kammern zu wenig für Algier und für die Armee thun. „Die Deputirten handeln um den Ruhm wie um ein Paß Lichter. Die Leute, die auf ihren gepolsterten Bänken mit warmen Füßen und vollem Magen nach Laune oder Leidenschaft entscheiden, ob man diese oder jene Eroberung behalten soll oder nicht, ahnen nicht, was sie uns gekostet hat.“ Nur blinde Leidenschaft konnte solche Klagen aussprechen, denn wie alle Welt weiß waren grade die Kammern das treibende Element, welches die verschiedenen Ministerien Ludwig Philipps veranlaßte, die französische Herrschaft in Algerien immer weiter auszudehnen, und schwerlich hätte sich St. Arnaud unter der despotischsten Regierung eines schnelleren Avancements erfreuen können, als unter der parlamentarischen Ludwig Philipps, denn er landete 1837 in Algier als simpler Lieutenant, unbekannt und ohne Verbindungen und war 1847 bereits Generalmajor und Comthur der Ehrenlegion. Die Liebe zu einem verehrten Führer nimmt auch einmal die Maske der Opposition vor; Marschall Clausel, der ehemalige Gouverneur in Algerien, besuchte 1838 als einfacher Privatmann seine Besitzungen in der Metidscha. „Meine Befehle,“ schreibt St. Arnaud, „schwiegen über die Art, wie ich ihm die Honneurs machen sollte oder ob ich ihn überhaupt in Empfang nehmen sollte. Ich hatte meine Compagnie, 100 Mann stark und zwanzig Jäger zu Pferde; die Lage war schwierig, heiklich, Bruder; ich habe sie mir reiflich überlegt und hielt es für das Beste, der Stimme meines Gewissens zu folgen. Ich sah vor mir einen mit dem höchsten Grade der Armee geehrten Mann; ich habe nur an seine Erfolge gedacht, und grade weil er in Ungnade war, wollte ich ihm zeigen, daß die Armee, die er oft zum Siege geführt, dessen nicht vergessen hätte. Er ging in Civil, ohne Orden. Ich gab meinem Detaschement Befehl, ihn zu empfangen, als ob er mit dem weißen Hutfedern und den Orden käme, die er auf dem Schlachtfelde erworben hat. Ich bin belohnt worden, Bruder, denn ich habe Thränen über

die gebräunten Wangen des alten Kriegers rinnen sehen, als ihn bei seiner Ankunft an der Brücke von Ued el Korna, wo mein kleines Detaschement aufgestellt war, Trompetenschall und Hörnerklang empfing und die Mannschaft präsentirte. Er dankte mir mit den kräftigsten Worten, indem er meine Hände ergriff. Als er von mir Abschied nahm, sagte er zu mir: „„Auf Wiedersehen, Capitän, wir sehen uns gewiß wieder.““ Wenn die militärische Behörde mit mir unzufrieden ist, wenn der Parteigeist meine Absichten entstellt, so werde ich um eine Antwort nicht verlegen sein.“ St. Arnaud konnte sich beruhigen; die Regierung und die Kammern schwiegen, und er konnte dem Zuge seines Herzens straflos folgen.

Die letzten Briefe sind aus dem Orient und zeigen uns die peinliche Lage, in der sich der ehrgeizige und thatendurstige Marschall befand, als ihm wie seinem Heere Siechthum und Seuchen Stillstand geboten, wo er Lorbeeren zu ernten gehofft hatte. „Ich befinde mich mitten in einem ungeheuern Grabe, schreibt er aus Varna am 9. August 1854, biete der Geißel die Spitze, die mein Heer decimirt und sehe meine tapfersten Soldaten in dem Augenblicke hinsterven, wo ich sie am nothwendigsten brauche. . . . Findet man in der Geschichte viele Lagen, die der meinigen ähnlich sind? . . . Den Tod im Herzen, die Ruhe auf der Stirn, so lebe ich. . .“ „Nichts hat mir gefehlt, Bruder: Cholera, Feuersbrunst, und ich erwarte bloß noch einen Sturm, um auch ihm zu trotzen (23. August). Die Cholera macht mir am meisten Kummer. Wenn sie fortbauert, kann sie mich in diesem Leichenhause Varna festnageln. Auch die Flotte ist angesteckt, einzelne Linienschiffe haben den zehnten Theil ihrer Mannschaft verloren.“ Endlich in einem Briefe vom 30. August, ebenfalls aus Varna an seine Gemahlin, gießt er seinen ganzen Schmerz aus und läßt uns einen tiefen Blick in seine fast verzweifelnbe Seele thun: „Liebe Louise, ich stehe im traurigsten Zustande von der Welt auf: eine schreckliche Nacht, Schwäche, Schmerzen, ein Windstoß auf der Rhede, mit einem Worte, alle denkbaren physischen und moralischen Widerwärtigkeiten. Trotzdem schiffe ich mich um 2 Uhr ein. . . ich enthalte mich jeder Bemerkung; die ich machen könnte, wären so bitter, daß sie nicht mehr eines Christen würdig wären. Habe ich genug von dem bitteren Kelche getrunken? Es gibt Augenblicke, wo meine ganze Seele sich auflehnt und empört. Das Gebet hat keine andre Wirkung mehr auf mich, als ein Sturm. Seine Ohnmacht wirft mich zuweilen dem Zweifel in die Arme und ich leide so sehr, daß mein Glaube wankend wird. Ich frage mich, warum sich auf ein armes Menschenkind so viele Qualen und Leiden der Seele und des Körpers häufen? Wenn noch der physische Schmerz mir alle meine Kräfte ließe, so würde ich fortkämpfen; aber die Kräfte ermatten im Kampfe, er dauert zu lange. . .“

Er fand noch einen Trost. Er durfte noch einmal siegen und sein Grenzboten. III. 1855.

schönes, eines antiken Helden würdiges Ende, nachdem er, dem Tode nahe, von zwei Ordnonnanzen auf dem Pferde gehalten, seine letzte Schlacht geleitet, macht fast die Verbrechen vergessen, die der Verstorbene an der Freiheit seines Vaterlandes begangen.

Neue Dramen.

Bevor wir auf die Originaldramen eingehen, erwähnen wir zwei Uebersetzungen aus Molière: Der Tartuffe, und die Klagegeister, das erste von Adolf Laun (Oldenburg, Schmidt), das zweite von einem Ungenannten (Oldenburg, Schulze). Beide sind getreu im Versmaß des Originals, mit vielem Geschick übersetzt, und werden vielleicht dazu beitragen, den Alexandriner für das Lustspiel, wenn auch nur ausnahmsweise, auf unsrer Bühne wieder einzubürgern. — Unter den Originaldramen heben wir zuerst hervor: Michel Angelo. Ein Drama in zwei Acten von Friedrich Hebbel. Wien, Tendler. — Der Inhalt dieses Lustspiels ist folgender. Michel Angelo hat eben eine Statue des Jupiters fertig, ist aber in einiger Besorgniß, ob die Wahl des Gegenstandes auch seinem Hauptkunden, einem Herzog, und ob die Ausführung dem Publicum gefallen wird. Den ersten weiß er durch listige Redewendungen, durch scheinbaren Widerspruch zu bestimmen, eben jene Statue bei ihm zu bestellen, über das zweite beschließt er auf eine etwas complicirtere Weise zu täuschen. Er schlägt seiner Statue einen Arm ab, schwärzt sie und läßt sie an einem Ort vergraben, wo den andern Tag Nachgrabungen gehalten werden sollen. Die Statue wird gefunden, für eine Antike gehalten, und alle Welt bezeichnet sie unserm Künstler als ein Muster, das er nie erreichen werde. Zur allgemeinen Beschämung zieht er dann den abgeschlagenen Arm hervor und zeigt, daß er die Statue selbst gemacht habe. — Etwas literarische Tendenz wird man dieser Erfindung wol leicht anmerken; es soll der Unverstand des Publicums und der Kunstfreunde gezeißelt werden, die nur die historisch beglaubigten alten Kunstwerke gelten lassen, vor den neuen Schöpfungen dagegen, in die sie sich erst hineinarbeiten müßten, ihren Sinn verschließen. Indesß ist gegen diesen Seitenshieb auf das Publicum nichts einzuwenden, da das kleine Lustspiel gegen Hebbels Gewohnheit munter und realistisch genug gehalten ist. Der alte leidenschaftliche Michel Angelo hatte ganz recht, ein starkes Selbstgefühl zu haben und das Publicum gering zu schätzen. Freilich darf man daraus nicht den Schluß ziehen, daß jeder, der ein starkes Selbstgefühl hat und das Publicum verachtet, deshalb ein großer Künstler ist. — In der Ausführung ist der Schluß zu tadeln. Hebbel führt ganz unnöthiger-